

Vorstellungsgottesdienst OKR Dr. Petra Bahr
Hauptkirche St. Nikolai am Klosterstern, Hamburg
Sonntag Jubilate, 15. Mai 2011
„In Traurigkeit mein Lachen“
Predigttext des Sonntags: Joh. 16, 20 und 22

„Die Gnade unseres Herrn, Jesus Christus, und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen.“

Seit Tagen hat er sein Zimmer nicht mehr verlassen. Er arbeitet nicht mehr. Er spricht nicht mehr. Er wechselt die Kleider nicht mehr. Es riecht nach Schweiß und Traurigkeit. Die Fenster sind verdunkelt. Tage und Nächte verschwimmen in der Dämmerung. Das Essen, das sie ihm bringt, bleibt unberührt. Die Käsestullen haben Schweißbränder und der Tee ist kalt. „Mensch, Martin“, ruft sie und legt die Hand auf seine Schultern. Er blickt durch sie hindurch und dreht sich weg. Seine Augen sind rot und stumpf. Stundenlang starrt er zur Decke. Beobachtet die Flugrouten einer Stubenfliege. Zählt die Astlöcher im Holz. Er hört seinen Herzschlag und findet seinen Atem zu laut. Er will, dass endlich Ruhe ist in seinem Kopf, wo die Fragen unablässig Krach schlagen.

Diese Szene gehört zum Legendenschatz des Protestantismus. Der Mann, der in seiner traurigen Seele eingesperrt ist, ist Martin Luther. Doch sie beruht auf Tatsachen. Luther, der Tatmensch, der heilige Dickkopf, der Papst und Kaiser die Stirn bietet, kennt auch die Nachtseite des Lebens. Er, der seine Kirche von Grund auf erneuern will, der sich zu Wort meldet, wo immer er die christliche Botschaft verraten sieht, der hunderte von Briefen, Abhandlungen und Traktaten über die Kraft des Glaubens schreibt, der Mann, der für alles einen derben Spruch übrig hat – diesem Kirchenvater hat es die Sprache verschlagen. Der Reformator kennt die Erfahrung, dass das Leben hinter eine Milchglasscheibe stattfindet. Ohne ihn. Er kennt die Schlaflosigkeit und die Dämonen der Nacht. Er kennt das unablässige Sorgen und die *tristitia cordis*, das Herzeleid, das die Welt trist und aussichtslos erscheinen lässt. Luther weiß, was es heißt, wenn man nicht mehr abschalten kann, wenn die Fragen sich kreuz und quer legen im Kopf und wenn der Pfeifton im Ohr nicht mehr aufhören will. Wie soll es nur weitergehen? Was, wenn ich mich geirrt habe? Bin ich den Herausforderungen gewachsen? Warum fühle ich mich dann von Gott verlassen? Warum lässt der Morgensegen mich kalt? Warum stärkt das Glaubensbekenntnis nur meinen Zweifel? Lutherforscher wollen die Kirchenmanagerkrankheit beim großen Reformator ausgemacht haben.

Er selbst nennt diese Phasen der Traurigkeit schlicht „Anfechtung“. Dann spiele der Teufel mit meiner Seele Fangen, hat er einmal gesagt.

Ihr fragt Euch, liebe Gemeinde, warum ich die Geschichte vom traurigen Luther ausgerechnet heute erzähle, am Sonntag Jubilate? Ist der Name des Sonntags nicht Programm, auch für die Predigt? Dann müsste heute der Tag zum Jubeln sein. Ist er aber nicht. Jubilate ist der Sonntag der gemischten Gefühle. Er führt uns den Zwiespalt unserer christlichen Existenz vor Augen. Dazu gehört ein leichtes Herz. Dazu gehört die Traurigkeit. Das Leben bewegt sich zwischen Verzagtheit und überraschtem Entzücken, zwischen Mutlosigkeit und purer Glaubensenergie. Himmelhochjauchzend zu Tode betrübt - Luther kannte das. Deshalb liebte er den Predigttext von heute. Ich lese aus dem Johannesevangelium im 16. Kapitel, die Verse 20 ff.:

„Jesus spricht: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen, ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden. Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand euch nehmen. An dem Tag werdet ihr mich nichts fragen.“

Wer je verlassen wurde, der kann nachvollziehen, was in den Jüngern vorgegangen sein muss, als sie diese Abschiedsworte Jesu hörten. Wie ihnen ganz kalt wird vor Schreck. Wie die Verzagtheit in alle Poren kriecht. Der, auf den sie sich verlassen haben, verlässt sie. Am Ende bleiben nur die Erinnerungen an gute Zeiten. Ob die Ankündigung der kommenden Freude die Jünger wirklich erreicht? Können sie sich überhaupt vorstellen, je wieder fröhlich zu sein? Wer frisch verlassen ist, dem fällt es schwer. „Ich will dich wiedersehen, irgendwann.“ Dieses Versprechen macht die Sehnsucht und den Schmerz nicht kleiner. In den gemischten Gefühlen der Jünger spiegelt sich die Situation der johanneischen Gemeinde. Diese Gemeinde steht mit dem Rücken zur Wand. Ängstlich wartet sie auf bessere Zeiten. Sie versteckt sich vor ihren Verfolgern und fürchtet um ihre Existenz. „Ihr werdet weinen und klagen, und die Welt wird sich freuen.“ Das ist ein bitterer Satz. Ich weiß nicht, was es heißt, einem christenfeindlichen Staatsapparat ausgesetzt zu sein. Meine Phantasie kommt an Grenzen, wenn ich mir vorstellen soll, wie mein Glaube der Androhung von Verhaftung und Folter standhalten soll. Aber die 129 Protestantinnen und Protestanten, die am gleichen Tag wie der Künstler Ai Weiwei vor einem Monat in China verschwanden, weil sie sich über Schikanen beschwert haben, wissen genau, von welcher Art die Traurigkeit der johanneischen Gemeinde ist.

Bedrängte Gemeinden gibt es auch heute. Ihre Trauer muss uns ins Herz schneiden. Wir sind dafür verantwortlich, dass sie sich nicht von aller Welt verlassen fühlen. Unser Platz ist an der Seite der Traurigen.

Wohl wahr, auch wir sind oft genug traurig. Was ist das für eine Trauer? Da gibt es diesen schönen Schmerz, in dem man sich so richtig suhlen kann. Bei der richtigen Musik und einer Flasche Wein. Das ist eine Art Wohlfühlmelancholie, die sich darin gefällt, die Welt einzudunkeln. Ach, heißt es dann, waren das noch Zeiten, früher, als alles besser war. Das ist nicht nur gelogen, das ist auch eine billige Traurigkeit, mit einem Hang zur Selbstverliebtheit.

Aber in einer freien Gesellschaft, in der die Kirchen mittendrin und überall dabei sind, kann man schon mal ernsthaft verzagen. Weil die Kirchen in die Defensive geraten. Weil die Fundamente eines selbstverständlichen Christentums kräftig unterspült sind. Wir spüren, dass sich etwas verändert. Es reicht nicht mehr, den Finger zu heben und zu sagen: Das Christentum gehört zu unserer Kultur. Wir geraten unter Argumentationszwang. Was sollen die Kreuze in öffentlichen Räumen. Warum mischt ihr euch in die politischen Angelegenheiten ein? Warum müssen die Diskotheken am Karfreitag geschlossen bleiben? Was ist so schlimm am Sonntagsshopping? Was sollen die Kirchensteuern noch? Ist Religion nicht Privatsache? Da geraten auch wir schon mal in Bedrängnis durch einen Gewohnheitsatheismus, der mit ordentlicher Religionskritik nicht viel zu tun hat. Es ist unbequemer geworden, in der Öffentlichkeit für den christlichen Glauben einzustehen. Und dann und wann verschafft sich sogar ein kämpferischer Laizismus Gehör. Dann ahnen wir, dass Häme wehtun kann.

Traurig macht auch die Welt, in der wir leben. Die großen Katastrophen bringen uns aus der Fassung, doch oft sind es die kleinen Dinge, die schwermütig machen können. Wie der kleine Junge vorgestern in Berlin am Bahnhof Alexanderplatz. Er hatte keine Schuhe. Seine Füße waren so verschrundet wie die eines alten Mannes. Oder der Vater meiner Freundin. Er verläuft sich in seinem eigenen Wohnzimmer und fragt mit verwunderter Stimme: „Kann mir jemand sagen, wie ich nach Hause komme?“ Da kann einem das Osterlachen schon mal im Halse stecken bleiben.

Traurigkeit ist nicht nur eine Stimmung. Traurigkeit ist eine Volkskrankheit geworden. Manche Menschen erwischt sie nur dann und wann, wie eine harmlose Erkältung. Bei anderen wird sie zu einem chronischen Leiden. Traurigkeit frisst sich in die Seele wie Karies in die Zähne. Lange merkt es keiner. Nur die Zunge fährt immer wieder in die schwarzen Löcher. Doch irgendwann ist der Schmerz nicht mehr auszuhalten.

Viele Menschen sind in ihrer verschatteten Seele eingesperrt. Wie Martin Luther. Oft sind es die, die in dieser Welt etwas verändern wollen, die, die sich nicht zufrieden geben mit dem, was ist, die sich nicht abfinden wollen mit den Zuständen der Welt. Die Krankenschwester, die so vielen Sterbenden die Hand gehalten hat, kann plötzlich morgens nicht einmal mehr die Kaffeetasse halten. Bei manchen wächst sich die Traurigkeit zu einer echten Depression aus. Burnout. Das ist nicht nur die schicke Krankheit von Prominenten, die in Turbotherapien wieder fit gemacht werden. Das ist schon die Krankheit von Schulkindern. Bei vielen Menschen gehört die seelische Verstimmung schlicht zum Alltag, als Grundfarbe Grau. Längst weiß man, dass es bei der Volkskrankheit Traurigkeit nicht um die seelische Stärke oder Schwäche der Einzelnen geht. Schwermut ist auch der massenhafte Infarkt überforderter Seelen.

Die Kehrseite der Leistungsgesellschaft ist die Müdigkeitsgesellschaft. Die Traurigkeit kommt aus der Erschöpfung. Immer aufmerksam, immer online, immer aktiv, immer leistungsbereit, pausenlos im Einsatz. Bis nichts mehr geht. Diese Traurigkeit ist ansteckend. Und sie ist eine große Herausforderung für die Kirche. Ihr Platz muss an der Seite der Traurigen sein.

Doch machen wir uns nichts vor: die Traurigkeit, die aus der Erschöpfung kommt, macht nicht vor Gemeindesälen und Pfarrhäusern halt. Wir haben unsere eigenen Leistungskataloge, wir gönnen uns oft keine Pausen mehr. Reformprozesse, Projekte, Arbeitsgruppen, Steuerungskommissionen. Das ist gut so. Unsere Kirche soll sich verändern. Sie kann es auch! Doch wir Protestantinnen und Protestanten sollten besonders aufmerksam sein. Die Kirche ist zu oft Teil der Leistungsgesellschaft. Deshalb hat sie auch Anteil an der Müdigkeitsgesellschaft. Gott würdigt uns losgelöst von dem, was wir schaffen und leisten, erzählen wir. Den anderen. Mach mal wieder Sonntag. Sagen wir. Die Kraft des Glaubens kommt aus der Stille. Predigen wir. Doch hören wir selbst noch hin? Und welche Schlüsse ziehen wir daraus für unser Engagement in der Kirche und in der Welt? Sind wir nicht manchmal genauso gnadenlos bei denen, die nicht mehr können, die sich mit ausgebranntem Herzen und ausgebranntem Glauben ins dunkle Zimmer zurückziehen?

„Ihr habt nun Traurigkeit. Aber ich will euch wiedersehen. Und euer Herz soll sich freuen. Und eure Freude kann euch keiner mehr nehmen.“

Für Martin Luther steckt in den Abschiedsworten Jesu nicht nur die schonungslose Diagnose des Zwiespalts, in dem wir Christinnen und Christen leben. Jesu Worte werden ihm zu einer kostbaren Trostpredigt. Gott lässt uns auch in der Traurigkeit nicht alleine. Er sucht uns auf. Er will uns wieder sehen. Auch wenn wir ihn nicht mehr erkennen können. Das macht froh.

Die Freude, die in Gottes Gegenwart liegt, ist nicht die Freude der ewig glaubensstarken Optimisten, die alle Anfechtungen des Lebens weglachen. Sie ist nicht das Ergebnis geistlicher Hochleistungsgymnastik. Sie berührt uns unversehens. Diese Freude fährt mitten in den Zwiespalt unserer Existenz.

Doch woher kommt der neue Mut, woher die ungebremste Lust am Glauben und die frische Hoffnung für die Welt? Woher kommt der Trost, der den Rücken gerade macht? Woher kommt der Freimut, der frech die Stimme erhebt? Wer vertreibt die Trauergeister?

Die Legende vom traurigen Luther hat eine überraschende Pointe: Als Käthe gar nicht mehr weiter weiß, wie sie die Stimmung von Martin aufhellen kann, kommt ihr eine Idee. Sie zieht ein schwarzes Trauerkleid an und betritt die düstere Stube ihres Mannes. Martin sieht seine Frau aus den Augenwinkeln und schreckt hoch. „Ist jemand gestorben?“, fragt er ängstlich und steht schon neben dem Bett. Käthe antwortet: „Gott ist gestorben. Wenn du nicht mehr betest, sprichst und singst, dann ist Gott für dich tot und hat keine Macht.“

Was für eine anrührende Szene einer Ehe. Katharina von Bora erinnert Martin Luther an das, was er selbst als Seelsorger immer geraten hat. Sie erinnert ihn gewissermaßen an sich selbst: Das Gefühl der Gottverlassenheit schwindet, wenn wir beten. Die Traurigkeit verschwindet beim Singen. Vielleicht nicht schon bei Strophe 2. Aber wer bis Strophe 13 durchhält, dessen Stimmung hellt sich auf. Wir denken oft, die Reihenfolge müsste anders sein: wenn wir froh sind, singen wir. Wenn nicht, kriegen wir die Zähne nicht auseinander. Wenn wir unser Glück kaum fassen können, danken wir. Wenn es uns dreckig geht, empören wir uns höchstens. Wenn es uns gut geht, bekennen wir voll Übermut unseren Glauben, wenn wir mit Gott hadern, verkriechen wir uns. Martin Luther versteht das Verhältnis von Traurigkeit und Freude anders. *Im* Beten, *im* Singen, *im* Danken stellt sich die Gegenwart Gottes ein - und mit ihm die Freude. Wir müssen nicht erst auf ein überwältigendes religiöses Ereignis warten oder einen göttlichen Trumpf aus der Tasche ziehen. Die Freude, die aus dem Glauben kommt, kann man nicht in Osterlachkursen lernen. Sie stellt sich ein, wenn wir uns in die Nähe derer wagen, die gerade leichter glauben können. Wenn wir es riskieren, auch mal gegen unser Gefühl zu singen, zu beten und zu arbeiten. Luther sagt es so: „Wenn man unlustig ist, so soll man denken: Gott lacht dich jetzt an. Vor allem aber: Wer mit dem Geist der Traurigkeit geplagt ist, der soll sich aufs höchste hüten, dass er nicht allein ist. Denn Gott redet mit mir durch die Nachbarn, durch meine guten Freunde und Gesellen, durch meinen Mann, durch mein Weib, ja durch mein Kind oder meine Magd. Aber wie spricht Gott? Durchs Singen, Beten

und Predigen. **Denn wenn Geschwister einander trösten, dann ist die ganze Welt voll Trost.**“

Amen